

INHALT

EINFÜHRUNG	9
I. ESKALATION	15
Sturz in den Abgrund (bis 1618)	15
Rebellion und Rache (1618–1624)	24
Der Tod als Geschäft (1625–1629)	35
II. WENDEPUNKTE	45
Der Weg des Kriegers (bis 1629)	45
Der Löwe aus Mitternacht (1630/31)	65
Magdeburg in Flammen (1631)	78
Triumph der neuen Taktik (1631)	100
Verbrannte Erde (1631/32)	117
Wallenstein vs. Gustav Adolf (1632)	132
III. IM TEUFELSKREIS	149
Jenseits von Freund und Feind (1632/33)	149
Wallensteins Tod (1634)	166
Vom Himmelreich in die Hölle (1634/35)	181
Bis vor die Tore von Paris (1635/36)	204

IV. DIE NÄCHSTE GENERATION	221
Helden und Heerverderber (1637–1639)	221
Der Winter naht (1639/40)	238
Durch Eis und Schnee (1641)	248
Abschied und Wiedersehen (1641–1643)	255
Mercys Coup (1643–1645)	267
V. AUFBRUCH IN EINE NEUE WELT	281
Ein Kongress ohne Beispiel (1644/45)	281
Im Wechselbad von Diplomatie und Militär (1646)	289
Verwirrung (1647/48)	298
Gefeierter Friede (1648–1650)	318
EPILOG	337
Danksagung	345
Zeittafel	347
Literatur und Quellen	351
Personenregister	357
Ortsregister	361
Bildnachweis	366

EINFÜHRUNG

Die Sonne hatte sich über den Mauern Magdeburgs erhoben, und noch immer war kein Laut zu hören aus den Geschützen, die seit Monaten auf die Stadt zielten. Hatte das kaiserlich-katholische Belagerungsheer unter General Graf Tilly die Kämpfe beendet? Der 20. Mai 1631, so schien es zunächst, würde ein friedlicher Tag werden.

Doch plötzlich zerrissen Kanonenschläge die Stille, und auf dieses Signal hin stürmten die Belagerer los: Zu Tausenden versuchten sie, die Befestigungsanlagen im Norden der Stadt zu erklimmen – »so dass der ganze Wall schwarz von Volk und Sturmleitern bedeckt war«, wie ein Unteroffizier schildert. »Da war ein solches Donnern und Krachen von Musketen, Feuermörsern und Kartaunen (*schweren Geschützen*), dass niemand weder hören noch sehen konnte.« Die Angreifer kletterten auf die Mauerkrone, töteten dort Hunderte Magdeburger und schlugen die übrigen Verteidiger in die Flucht.

Tillys Soldaten glaubten schon, dass der Überraschungsangriff zu einem raschen Sieg geführt hätte. »Da bin ich mit stürmender Hand ohne allen Schaden in die Stadt gekommen«, triumphierte etwa Peter Hagendorf, ein Söldner in dem attackierenden Heer. Doch noch war der Widerstand der Magdeburger nicht gebrochen. Es begann ein erbitterter Häuserkampf, mit nahezu fatalen Folgen für Hagendorf: »In der Stadt, am Neustädter Tor, bin ich zweimal durch den Leib geschossen worden«, erzählt er in seinem Tagebuch. Eine Kugel traf den

Soldaten von vorne in den Bauch, die andere ging durch beide Achseln hindurch. Kameraden brachten den Schwerverwundenen zum Feldchirurgen. Der band Hagendorf die Hände auf den Rücken, »damit er hat können den Meißel einbringen«. Nach der brachialen Operation »bin ich in meine Hütte gebracht worden, halbtot«.

Währenddessen gelang es den Angreifern in Magdeburg, die Stadttore von innen zu öffnen. Fast das gesamte Heer Tillys flutete hinein, plündernd und mordend in einem Ausmaß, das selbst für damalige Zeiten außergewöhnlich war, wie zahlreiche Augenzeugenberichte belegen. »Wir mussten oft im großen Gedränge über die toten Körper laufen«, schildert etwa ein überlebender Bewohner. »Wir sahen sehr viel Tote und einige Frauen ganz entblößt liegen. Sie waren mit dem Kopf in ein großes Braufass voller Wasser gestürzt und ertränkt worden, hingen aber mit dem halben Körper und den Beinen heraus, was ein erbärmlicher Anblick war.«

Dann begann das Inferno, das noch mehr Opfer fordern sollte als die Gewalttaten der Sieger. An mehreren Plätzen waren Häuser entflammt, und diese vereinzelt Brandherde vereinigten sich zu einem gewaltigen Feuersturm. Im »Hiroshima des Dreißigjährigen Krieges«, wie Frank-Walter Steinmeier als Bundesaußenminister formulierte, werden 20 000 der 30 000 Einwohner Magdeburgs tot zurückbleiben.

Der schwerverwundete Söldner Hagendorf beobachtet das Flammenmeer von seinem Lazarett aus, zusammen mit seiner Ehefrau Anna Stadlerin und der gemeinsamen Tochter Elisabeth, die erst ein Jahr alt und erkrankt war. Die kleine Familie befindet sich in sicherer Distanz – aber auch fern der Beute und der lebensnotwendigen Verbandsmaterialien, die in Magdeburg zu finden sind. Und so fasst Anna Stadlerin einen kühnen Entschluss: Sie übernimmt das Plündern. »Meine Frau ist in die Stadt gegangen, obwohl diese überall gebrannt hat, und wollte ein Kissen holen und Tücher zum Verbinden«, erzählt Hagendorf. »So habe ich auch das kranke Kind bei mir liegen ge-

habt.« Und während der kinderhütende Soldat auf seine beutesuchende Gattin wartet, »ist nun das Geschrei ins Lager gekommen, die Häuser fallen übereinander« – mit tödlichen Folgen auch für viele Plünderer. »So hat mich meine Frau mehr bekümmert«, schildert Hagendorf seine Ängste, »als mein Schaden.«

Doch eineinhalb Stunden später kehrt Anna Stadlerin zurück: mit Bettgewand, Kleidern, einer großen Kanne Wein und zwei silbernen Gürteln, wie Hagendorf sichtlich stolz auflistet. Sieben Wochen später ist er genesen und kann weiterziehen in dem Krieg, in dem er bis zum Ende 1648 mitkämpfen wird. Hagendorf wird dabei mindestens 22 400 Kilometer zurücklegen, kreuz und quer durch Deutschland und tief hinein nach Italien und Frankreich. Er wird an entscheidenden Schlachten teilnehmen, zweimal unfreiwillig die Seiten wechseln, plündern, vergewaltigen, brandstiften und Zeuge einer Hexenverbrennung werden – aber er wird sich auch für die Schönheiten der Landschaften und Bauwerke begeistern, sich aufopferungsvoll um seine Familie kümmern und Geld dafür aufwenden, seinem Sohn eine Schulbildung zu ermöglichen.

In Hagendorfs Leben und Handeln kristallisiert sich die Zerrissenheit jener Epoche, die den Übergang vom Mittelalter zur Moderne bildet: Seefahrer umrunden bereits die Welt, aber die Kirche bedroht Astronomen wie Galileo Galilei mit dem Tod; der geistige Horizont der Menschen erweitert sich enorm, aber die Hexenverfolgungen erreichen just in dieser Zeit ihren Höhepunkt. Gleichsam als Sinnbild des Zeitenwechsels sind Kavalleristen zu sehen, die ähnliche Rüstungen wie die Ritter tragen und Pistolen in der Hand halten.

Es ist eine Phase der Umwälzungen. Moderne Historiker sprechen gleich von zwei umfassenden Revolutionen, die sich in der Zeit um den Dreißigjährigen Krieg ereignen: zum einen die militärische Revolution – hin zur modernen Kriegsführung mit enorm vergrößerten Heeren, neuartigen Taktiken und Festungsbauten sowie der Ausbreitung der Bürokratie; zum an-

deren die Medienrevolution – der Siegeszug der Zeitungen und Flugblätter, die bald die entlegensten Dörfer erreichen und das Zeitalter der Massenmedien und Propagandakriege einläuten.

Nicht nur die Menge der gedruckten Texte explodiert geradezu, auch die sogenannten einfachen Leute beginnen in großer Zahl zu schreiben: Bauern, Handwerker, Soldaten und Dorfpriester hinterlassen uns Tagebücher und Dorfchroniken in einer nie dagewesenen Fülle. Im Gegensatz zu den meisten früheren Kriegen kennen wir damit nicht nur die Berichte und die Sichtweise von oben – von Feldherren, Gebildeten, Adligen –, sondern erhalten erstmals auch einen umfangreichen Blick auf die Ereignisse von unten, von den wahren Leidtragenden.

Dies ist einer der Gründe, weshalb uns der Dreißigjährige Krieg so viel grausamer erscheint als frühere Auseinandersetzungen: Wenn beispielsweise Julius Caesar in seinem Werk »Der Gallische Krieg« mehrfach erwähnt, dass seine Legionäre Zehntausende Zivilisten abschlachteten, geschieht das jeweils nur in wenigen beiläufigen Sätzen – mit der Folge, dass die furchtbaren Massenmorde nur eine untergeordnete Rolle spielen in den Biographien über den römischen Feldherrn und Politiker. Wie wäre wohl unser Bild von den Kriegen der Antike, besäßen wir aus dieser Zeit vergleichbare Schilderungen wie die von der Eroberung Magdeburgs 1631? Hier erzählen unmittelbar Betroffene, Söldner und Stadtbewohner, in ergreifender Weise von ihren Ängsten und ihren schrecklichen Erlebnissen, aber auch von überraschender Großherzigkeit und lebensrettender Hilfsbereitschaft.

Dieser reiche Schatz an Einblicken in eine Welt, die uns nah und fern zugleich ist, spielt in den meisten Geschichtswerken leider nur eine untergeordnete Rolle. Selbst neuere Veröffentlichungen über den Dreißigjährigen Krieg beschreiben zwar oft ausführlich die Charakterzüge des Feldherrn Albrecht von Wallenstein und die Motivationen seines Gegenspielers König Gustav II. Adolf von Schweden, verlieren aber nach dem Tod dieser berühmten Protagonisten in den 1630er Jahren auffal-

lend das Interesse an den weiteren Ereignissen. Gerade das letzte Kriegsjahrzehnt wird allzu oft auf das höfische Geschehen bei den Friedensverhandlungen reduziert, während man über die Ereignisse im Land nicht viel mehr erfährt als den knappen Hinweis, dass die Leiden der Bevölkerung am größten waren und die Kriegszüge verworren. Dabei gehorchten diese Ereignisse einer ebenso zynischen wie klar nachvollziehbaren Logik, die Schlachten wurden angeführt von außergewöhnlichen Persönlichkeiten, die mit ihrem Handeln die Weichen für das weitere Schicksal der Menschen in und um Deutschland stellten.

Dieses Buch erzählt die ganze Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Es umreißt zunächst die zentralen Ereignisse des ersten Kriegsjahrzehnts und rückt anschließend die Perspektive von unten in den Mittelpunkt. Dabei spielen zwei Personen eine Hauptrolle, die nicht zum entrückten Spitzenpersonal zählten, sondern den großen Krieg hautnah in all seinen Facetten miterlebten: zum einen der erwähnte Söldner Peter Hagedorf, dessen bewegtes Leben sich als roter Faden durch das Buch zieht, zum anderen der Mönch Maurus Friesenegger, der im Dorf Erling und im Kloster Andechs nahe München lebte. Die Sicht des Zivilisten Friesenegger bildet einen Kontrapunkt zu den Schilderungen des Söldners.

Wie Hagedorf, so führte auch Friesenegger über das zweite und dritte Kriegsjahrzehnt ein Tagebuch, das uns erhalten geblieben ist. Eindringlich beschreibt der Mönch darin das Auf und Ab des dörflichen Lebens: die katastrophalen Ereignisse, wenn die Heere anrückten, aber auch die Phasen des bangen Friedens und des Aufschwungs, wenn sich die Armeen zwischenzeitlich entfernten und in andere Gegenden weiterzogen.

In den letzten Kriegsjahren zählt Friesenegger zwar als Abt zu den höhergestellten Personen. Er bleibt aber immer nahe an den einfachen Menschen, schildert ihre Hoffnungen und Ängste ebenso wie ihre Versuche, sich den marodierenden Soldaten zu widersetzen. Seine Tagebucheinträge zeigen exemplarisch, was

der schier endlose Konflikt für die Zivilbevölkerung bedeutete, für die es irgendwann keinen Unterschied mehr machte, von welcher Kriegspartei sie drangsaliert wurde. Friesenegger schuf damit eines der bewegendsten Zeugnisse seiner Zeit. Es führt uns in aller Deutlichkeit vor Augen, dass es im Krieg kein Gut und Böse gibt, sondern der Krieg an sich das Übel ist. Die Erinnerungen an den Dreißigjährigen Krieg legten so den Keim für den Pazifismus, der allen zwischenzeitlichen Rückschlägen zum Trotz heute tief im Gedankengut unserer Kultur verwurzelt ist.

KAPITEL I: ESKALATION

Bis 1618 Sturz in den Abgrund

Wilhelm Slawata versuchte noch, sich mit der rechten Hand an dem geöffneten Fenster festzuklammern. Doch einer der zahlreichen Männer, die sich um ihn drängten, schlug mit dem Knauf eines Dolchs auf seine Finger. Slawata verlor den Halt, und die Attentäter warfen den 45-jährigen Grafen mit dem Kopf voraus aus dem Fenster der Prager Königsburg.

17 Meter tief fiel der Statthalter des Kaisers, prallte unterwegs gegen einen steinernen Fenstersims und stürzte in den Burggraben. »Weil ihm das Blut in den Mund geronnen, hat er wie ein Erstickender zu rasseln angefangen«, schildert Slawata die unmittelbaren Folgen in seinem Tagebuch (in dem er über sich selbst in der dritten Person schreibt). Der Verwundete erhielt rasch Erste Hilfe: Sein Schwager Jaroslav Martinitz, der kurz zuvor aus demselben Fenster geworfen worden war, wälzte sich zu Slawata hin und entfernte mit einem Tuch das Blut aus dessen Mund.

Inzwischen stießen die Attentäter noch eine dritte Person aus dem Fenster, den jungen Kanzleisekretär Philipp Fabricius, auch er überstand den Sturz. Dann kamen von oben Schüsse: »Der eine ging dem Grafen Martinitz nahe dem Haupt durch den Halskragen«, berichtet Slawata, ein weiterer durch dessen schwarzen Mantel, ein dritter streifte Martinitz' Arm.

Schließlich eilten Diener der Gestürzten durch das Burgtor hinaus zum Graben und brachten ihre Herren aus dem Kugelhagel in Sicherheit. Niemand starb: Wie durch ein Wunder hat-

ten die ersten drei Opfer des Dreißigjährigen Kriegs am 23. Mai 1618 überlebt. Und der gefallene Kanzleisekretär stieg nach der Attacke sogar sichtbar auf: Er erhielt den Adelstitel »von Hohenfall« – der Kaiserhof in Österreichs Hauptstadt pflegte offenbar schon damals den berühmten Wiener Humor.

Der Anschlag, der als Prager Fenstersturz berühmt werden und das Leben von Millionen Menschen verändern sollte, folgte bewusst einer alten Tradition: Schon 1419, vier Jahre nach der Hinrichtung des protestantischen Theologen Jan Hus auf dem Scheiterhaufen, warfen dessen Anhänger katholische Amtsträger aus dem Prager Rathausfenster. Die Gestürzten wurden von der unten wartenden Menge gelyncht, und es begann ein Aufstand, der in den langjährigen Hussitenkriegen mündete. 1483 wollten Prager Bürger dann einer katholischen Verschwörung vorbeugen, indem sie kurzerhand den Bürgermeister aus dem Fenster warfen – nach »böhmischen Brauch«, wie es damals bereits hieß. Und als nun 1618 mit Martinitz und Slawata zwei Statthalter des erzkatholischen Herrschers von Böhmen aus dem Fenster flogen, bildete dieser revolutionäre Akt das Fanal zu einem neuerlichen protestantischen Aufstand. Die Folgen für Europa konnte niemand der Beteiligten ahnen.

Der Kontinent war zu jener Zeit gespalten: in die Anhänger des alten katholischen Glaubens und in die der neuen Lehren. 1517 veröffentlichte Martin Luther in Wittenberg seine Thesen, ab 1541 setzte Johannes Calvin in Genf seine Ideen der Reformation durch. Beide Konfessionen verbreiteten sich rasant: das Luthertum vor allem im Norden Deutschlands und in Skandinavien, der Calvinismus und andere Zweige der sogenannten Reformierten Kirchen insbesondere in der Schweiz und den Niederlanden.

Die folgenden, oft kriegerischen Auseinandersetzungen fanden in Deutschland ein vorläufiges Ende mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555. Er legte erstmals die Grundlagen für eine friedliche Koexistenz der lutherischen und der katholischen Konfession. (Der Calvinismus blieb außen vor.) Fortan

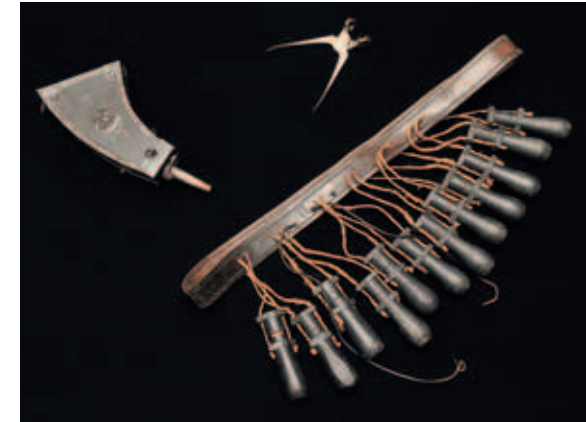
konnte der Landesherr den Glauben in seinem Herrschaftsreich festlegen: »Cuius regio, eius religio« (»Wessen Gebiet, dessen Religion«) – mit dieser griffigen Formel fasste der Greifswalder Jurist Joachim Stephani ein halbes Jahrhundert später die Regelung zusammen.

Von religiöser Toleranz war man im 16. Jahrhundert also noch weit entfernt. Frei war allein der Fürst, die Untertanen hatten zu folgen, nicht nur in den weltlichen, auch in den geistlichen Dingen. Dazu gehörten sogar willkürliche Konfessionswechsel des Herrschers – die dann so manchen gläubigen Untertanen in Gewissensnöte stürzten. Immerhin wurde dieser Umstand von den Machern des Augsburger Religionsfriedens berücksichtigt: Wer der Konfession des Landesherrn nicht folgen wollte, durfte seine Güter verkaufen und mit der Familie auswandern – gegen Zahlung einer üblichen Steuer sowie, im Fall von Leibeigenen, einer Ablöse. Der so eröffnete Ausweg war steinig, oftmals für die Betroffenen ruinös, dennoch bildete das Recht auf Emigration (»ius emigrandi«) eine historische Wegmarke: Es ist »das erste allgemeine Grundrecht«, so der Rechtswissenschaftler Martin Heckel, das jedem Deutschen schriftlich garantiert wurde.

Generell waren die Untertanen nicht so rechtlos, wie man es sich heute oft vorstellt, und die Herrschenden bei weitem nicht so machtvoll. Letztere konnten zwar den einen oder anderen Untertanen seiner Existenz berauben, aber es fehlten ihnen die Behörden und die bürokratischen Mittel, um die Bevölkerung effektiv zu kontrollieren – Institutionen wie Polizei oder Finanzamt existierten noch nicht. Ein allumfassendes Steuersystem mit Einkommen-, Mehrwert- und unzähligen Extrasteuern, wie wir es heute gewohnt sind, wäre damals schlicht nicht durchführbar gewesen. Das bedeutet aber nicht, dass die Menschen damals freier gewesen wären: Was der Obrigkeit an Machtinstrumenten fehlte, machte sie durch eine obsessiv anmutende Regulierungswut wett. Im 16. und 17. Jahrhundert ergoss sich über die Untertanen eine Fülle staatlicher Verhal-



5 Szene aus der Schlacht bei Nördlingen 1634: Die Pikeniere formen mit ihren Speißen einen tödlichen Stangenwald, in dessen Schutz die Musketiere laden und schießen. Die Reiter kämpfen mit Schwertern und Pistolen, die sie aus möglichst kurzer Distanz abfeuern (Gemälde von Mikel Olazabal, 2012)

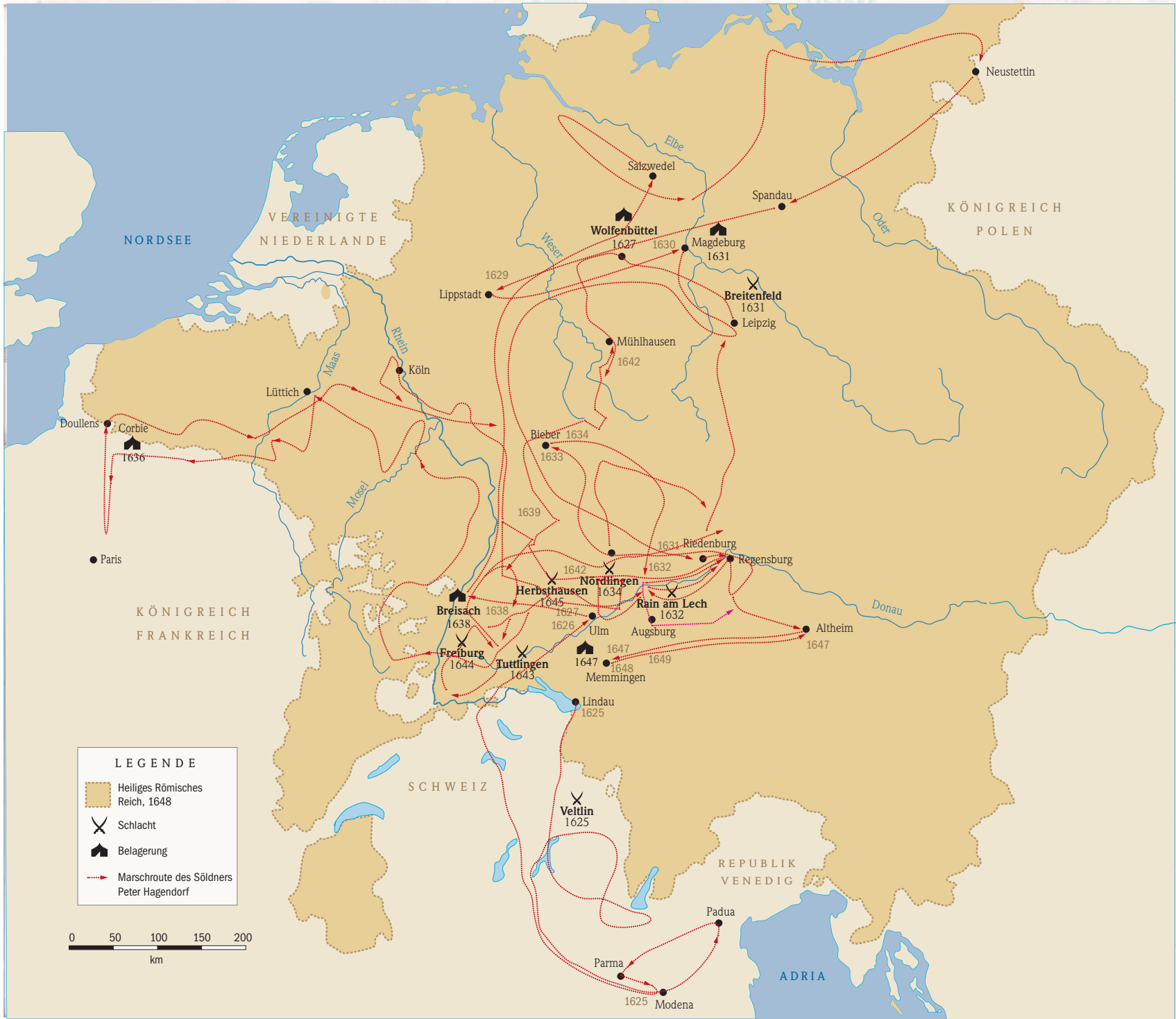


6 Ein Musketier trug meist zwölf Holzbüchsen mit sich. Jede enthielt das Pulver für genau einen Schuss

7 Um mit der schweren Muskete zu zielen, musste der Schütze den Lauf auf einer Stützgabel ablegen

8 Ein Hieb spaltete 1636 diesen Schädel eines schottischen Söldners, wie auf Seite 204 beschrieben wird





König weiterzumachen, um den Krieg auszuweiten«, beklagt Englund. »Und der Krug wurde erneut zu Wasser getragen und sollte bald brechen. Und die Soldaten sollten nie wieder nach Hause kommen, sondern mit gebrochenen Augen, den Haaren im Schlamm und den Eingeweiden im Freien enden. Und die Kinder und Enkel sollten nie geboren werden, und die Erzählung von dem wundersamen Abenteuer sollte sich zu einer Geschichte des Grauens verdunkeln. Denn Gustav Adolf fasste nun einen Entschluss, der ungeheuerliche Konsequenzen für die Deutschen wie für die Schweden haben sollte.«

Der König gab seiner Armee den Befehl, gen Süden aufzubrechen.

* * *

Knapp 400 Kilometer weiter südlich verfolgte Maurus Friesenegger die Nachrichten vom neuen Kriegsverlauf zunehmend intensiv. Bislang hatte sein Tagebuch nur die lokalen Geschehnisse behandelt, nun begann unser Mönch, auch die noch fernen Kriegseignisse festzuhalten: »Nachdem im Monat September der König von Schweden die kaiserliche und bayerische Armee in Sachsen geschlagen und zerstreut hat«, schreibt Friesenegger 1631 über die Schlacht bei Breitenfeld, »und er auch die angrenzenden Landschaften – wohin ihn die Ketzer nicht gerufen, so doch gerne eingelassen haben – unter seine Gewalt gebracht hat, so drohte und marschierte Er wirklich auf Bayern zu, zur größten Furcht und Schrecken des Landes.« Wie berechtigt die Angst war, sollte sich bald zeigen.

1631/32

Verbrannte Erde

Im Mai 1632 war es so weit: Die Schweden näherten sich dem bayerischen Kloster Andechs, auch Heiligenberg genannt, da es auf einem weithin sichtbaren Hügel liegt. »Von Heiligenberg aus sah man allerorten Feuer und Rauch aufgehen«, berichtet Maurus Friesenegger in seinem Tagebuch. »Am 18. (Mai) kamen frühmorgens 16 Reiter vor das Tor des Klosters Heiligenberg, und da sie nicht gleich eingelassen wurden, hieben sie das Tor mit Hacken und Gewalt ein.« Der Feind stand in den heiligen Mauern – nachdem er einen verschlungenen Weg seit der Schlacht bei Breitenfeld im September 1631 hinter sich gebracht hatte.

Gustav Adolf zog vom Schlachtfeld nahe Leipzig zunächst nach Südwesten, und die Städte und Festungen auf seinem Weg fielen wie Dominosteine – nur in wenigen Ausnahmefällen stieß die rund 23 000 Mann starke schwedische Armee auf nennenswerten Widerstand. Schon Anfang Oktober 1631, 15 Tage nach der Schlacht bei Breitenfeld, nahm sie das 100 Kilometer entfernte Erfurt ein. Und am 14. Oktober 1631 stand das schwedische Heer vor Würzburg, einem Zentrum des katholischen Glaubens. Der dortige Bischof war gleichzeitig der weltliche Landesherr, durfte sich daher Fürstbischof sowie Herzog in Franken nennen. Die Stadt war in Verteidigungsbereitschaft, doch der Fürstbischof floh nach Mainz. Und so kapitulierte auch Würzburg am folgenden Tag. Nur die nahe Festung Marienberg leistete Widerstand. Sie wurde in einem blutigen Sturmangriff erobert.

Der Einmarsch der Schweden beendete ein finsternes Kapitel der fränkischen Geschichte: die Hexenverfolgungen im Bistum Würzburg, die um 1590 begannen und einen ersten entsetzlichen Höhepunkt in den Jahren um 1617 erreichten. So wurden in der kleinen Stadt Gerolzhofen im Bistum Würzburg von

1615 bis 1619 insgesamt 261 Menschen hingerichtet – die Verantwortlichen bauten dort sogar einen eigenen Verbrennungsofen, in den sie die Verurteilten steckten. Die sonst üblichen Scheiterhaufen verbrauchten zu viel Holz.

Die zweite große Verfolgungswelle ereignete sich von 1626 bis 1630. Sie ergriff auch andere Regionen, insbesondere die Fürstbischöfstümer Köln, Bamberg, Mainz und Eichstätt, und sie übertraf alles Vergangene und Künftige. Dieser schlimmsten Phase des Hexenwahns in Europa fielen Tausende Menschen zum Opfer, allein im Bistum Würzburg etwa 900.

Aus diesen Jahren ist eine Liste erhalten, in der 157 »Hexen-Leut« aufgeführt sind, die in Würzburg hingerichtet wurden: Fünf wurden lebendig verbrannt, die übrigen mit dem Schwert enthauptet und dann verbrannt. Diese Todesliste liest sich umso erschütternder, als darunter zahlreiche Kinder sind, etwa »ein klein Mägdelein von neun oder zehn Jahren, ein geringeres, ihr Schwesterlein«, »des Fürsten Kochs zwei Söhnlein, einer von 14 Jahren, der andere von zehn Jahr«, »ein Knab von zehn Jahren, noch ein Knab von zwölf Jahren«. Dazu nennt die Liste Menschen aus allen Schichten: von »Baunach, ein Ratsherr und der dickste Bürger zu Würzburg«, über »ein Student aus der fünften Schule, so viele Sprachen gekonnt und ein vortrefflicher Musiker« bis zu »Göbel Babelin, die schönste Jungfrau in Würzburg«.

Um massenhaft Geständnisse zu erzwingen, setzten die Schergen des Fürstbischofs auf unerhört grausame Folter – und ignorierten dabei sogar das Strafprozessrecht des Deutschen Reichs, das der Folter Grenzen setzte und eine Urteilsbestätigung durch höhere Instanzen verlangte. Als das Reichskammergericht, die höchste Rechtsinstanz des Deutschen Reichs, von den Exzessen erfuhr, verfügte es 1629 einen Stopp der Hexenprozesse. Der Einmarsch der Schweden beendete die Verfolgungen dann endgültig. Wo Gustav Adolf und seine Truppen hinkamen, erloschen die Scheiterhaufen, in Würzburg wie auch anderen Zentren des Hexenwahns. Es war, als ob die

Menschen dort aus einem bösen Fiebertraum erwachten – denn auch nach Abzug der Schweden kam es nie mehr zu vergleichbaren Exzessen wie in den Jahren 1626 bis 1630.

Am 19. November 1631 brach Gustav Adolf mit 13 000 Mann auf, 7000 ließ er als Besatzung in Würzburg zurück. Die schwedische Armee zog mainabwärts, und »der Marsch von Würzburg nach Frankfurt glich eher einer Lustpartie als einem Kriegszug«, kommentiert der Gustav-Adolf-Biograph Felix Berner. Die Festungen und Städte auf dem Weg ergaben sich sofort, die dort stationierten Soldaten traten in Scharen in das schwedische Heer über. Schon am 27. November zog Gustav Adolf kampflös in Frankfurt am Main ein, in der Stadt, in der traditionell der Kaiser gewählt und gekrönt wurde.

Söldnerführer Monro schwärmt denn auch: »So war dieser Marsch, obwohl er im Winter stattfand, für uns nicht so beschwerlich wie das Reisen für diejenigen, die in fremde Länder gehen, um andere Gesichter zu sehen« – wie für diejenigen also, die man heute Touristen nennt. »Denn während andere Reisende Führer anheuern müssen und manchmal zu ihrer Sicherheit Geleit benötigen, hatten wir Gustav, einen König von Gottes Gnaden, und eine mächtige Armee, die uns Geleit gab, und in der Nacht hatten wir die angenehm zwanglose Gesellschaft unserer Landsleute und der Fremden, die unseren Marsch im lieblichen und fruchtbaren Tal des Mains so angenehm machte.«

Nicht einmal mit dem Transport der schweren Waffen mussten sich die Soldaten herumquälen – das übernahmen Boote: »Auf dem Wasserweg führten sie eine große Menge Geschütze, Sprenggeschosse, Munition und all die andere Ausrüstung mit sich, die zur Artillerie gehört«, erklärt Monro. Schiffe waren nicht nur die konkurrenzlos leistungsfähigsten Transportmittel der damaligen Zeit, sondern angesichts der schlechten Straßen auch die schnellsten, um große Mengen an Gütern und Lebensmitteln zu befördern. Die Flüsse bildeten so in vielen Kriegsplänen die Arterien der Logistik. Es ist kein Zufall,